

der Stilmodi: Nationalstile waren keinem kollektiven Bedürfnis geschuldet, sie waren keine selbstverständliche Erscheinung von Emanzipationsbewegungen, und vor allem stellten sie eine Mischung aus Vorgefundenem und Importiertem dar, betont die Autorin (318). Damit wendet sie sich gegen die einschlägige bisherige Forschung und plädiert für eine Relativierung des Begriffs des Nationalstils selbst (5).

Deutlich macht *Marek* ferner, dass sich Finden und Erfinden eines Nationalstils innerhalb eines europäischen Raumes abspielte. Schön wären hier nähere Hinweise auf die Rolle des Panslawismus und des slowakischen Widerparts gewesen: Letzteres wird in der Erwähnung des Dichters Jan Kollar, der als eine der Repräsentationsfiguren im Inneren des Museum dargestellt war, nur angedeutet (371). Dies schmälert nicht den hohen Informationswert der Habilitationsschrift *Michaela Mareks*, deren kluge Analysen, Detailgenauigkeit und interdisziplinäre Ausrichtung sie zu einem der entscheidenden Werke auf dem momentan prominenten Gebiet von Kunst und Identitätspolitik machen wird.

- 1 „Národ“ hat im Tschechischen sowohl die Bedeutung von „Volk“ wie auch von „Nation“.
- 2 Vgl. als Klassiker zur Theorie kollektiver Identität: A. Assmann, Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher

Sicht, in: R. Linder (Hrsg.), Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt a. M./New York 1994, S. 13-36; J. Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992; L. Niethammer, Kollektive Identität: Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur, Reinbek b. Hamburg 2000.

- 3 P. Ch. Storck, Kulturation und Nationalkunst. Strategien und Mechanismen tschechischer Nationsbildung von 1860 bis 1914, Köln 2001.
- 4 Ebenda, S. 18.
- 5 Vgl. zur nationalen tschechischen Identität: L. Holy, Ladislav, The little Czech and the Great Czech Nation. National Identity and the post-communist social transformation, Cambridge 1996.
- 6 Ergänztbar wäre der Verweis noch durch Axel Honneths Arbeit bzw. durch den Hinweis, dass es sich hier um einen Hegelschen Grundgedanken handelt; vgl. A. Honneth, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 1994.

Birgit Hofmann

Geoff Andrews: Endgames and New Times. The Final Years of British Communism 1964–1991, London: Lawrence and Wishart 2004, 264 S.

Mit *Andrews'* Buch, basierend auf seiner Doktorarbeit, liegt der sechste und letzte Band der von

Lawrence and Wishart verlegten umfassenden Geschichte der Kommunistischen Partei Großbritanniens vor.

Nach dem gut lesbaren und gut recherchierten Buch von John Callaghan „Cold War, Crisis and Conflict. The History of the Communist Party of Great Britain 1951–1968“ (London 2003), dem fünften Band der Serie, liegt mit *Andrews’* Studie ein weiterer Titel der Reihe vor, der sich in der kritischen Haltung von den vorangegangenen vier Bänden unterscheidet. *Andrews* ist eine konzentrierte und zugespitzte Studie gelungen, der aber auf Grund der Festlegung des Verfassers auf eine dezidierte Argumentation, der Vorwurf gemacht werden kann, die den Verfasser weniger interessierenden Aspekte nicht zu berücksichtigen. Keinesfalls war die KPGB nur ein britischer Außenposten der Sowjetunion, nein, für *Andrews* waren es zunehmend britische und westeuropäische politische Traditionen, die in Politik und Debatten der Partei zum Ausdruck kamen. Das Hauptargument *Andrews’* ist: „It is the British context that is crucial in understanding the CPGB’s ideology, cultural influences and strategic options“ (S. 15).

Die Beziehung zur internationalen kommunistischen Bewegung versteht *Andrews* als nur eine unter diversen internationalen Verbindungen. So bildete der Eurokommunismus der

Mitte der 1970er Jahre zumindest für Teile der britischen KP – in Anlehnung an die Vorbilder in Italien, Frankreich und Spanien – eine kulturelle und politische Orientierung. Die britische KP war klein (30 – 40 000 Mitglieder), aber sie spielte zeitweise eine nicht unbedeutende Rolle in der britischen Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung.

Aus der Krise von 1956 war die britische KP stark geschwächt hervorgegangen, aber – so *Andrews* – Anfang der sechziger Jahre begann für die KP nach einer Phase der Erholung ein langer Weg der Erneuerung. In der Jugendorganisation der KP, der Young Communist League (YCL), kam es in den sechziger Jahren zu einem „cultural turn“, einer Zuwendung der Organisation zu neuen Jugendbewegungen; für den Zeitraum 1964–67 spricht *Andrews* gar von einer kulturellen Transformation der Jugendorganisation der KP. Der soziale Wandel und der Generationswandel der britischen Gesellschaft fanden nicht in allen Teilen der Partei eine zeitnahe Reflexion; die Studentenorganisation der KP war 1968 auf Grund des Konservatismus und der marxistischen Orthodoxie ihrer Führung isoliert von der Studentenbewegung und trat erst nach der Einsetzung eines neuen Vorsitzenden im Jahr 1972 in eine gewisse Hochphase ein. *Andrews’* Argumentation fokussiert auf das sich verändernde soziale

Umfeld der KP-Organisation, die das traditionelle Arbeitermilieu ergänzenden, verändernden und herausfordernden neuen sozialen Bewegungen – Bewegungen wie die schwarze Bürgerrechtsbewegung, die Studenten-, Frauen- und Schwulen- und Lesbenbewegung. Immer weniger war es die weiße, männliche Facharbeiterschaft, auf die sich die KP in Agitation und Propaganda bezog.

Die Partei blieb nicht unberührt – statt um eine leninistische Revolutionspartei handelte es sich in der britischen KP seit den sechziger Jahren um zwei Strömungen: „My argument ... is that from the mid-1960s onwards, militant labourism and socialist humanism, and subsequently ‚British Gramscism‘, provided the decisive ideological contours within which the party formed its communist identity“ (S. 17).

Unter „militant labourism“ versteht *Andrews* den Teil der KP, der den Schwerpunkt seiner Arbeit im Gewerkschaftskampf sah. Die Verfechter des „militant labourism“ verteidigten das „collective bargaining“ (Tarifverhandlungen), standen aber in den sechziger Jahren entstandenen „workers control“-Bewegung äußerst kritisch gegenüber. Der Aufschwung der KP von 1964 bis 1977 wurde von der Gewährung eines Frei-raums für Dissidenten in den eigenen Reihen begleitet. Mit der militanten Gewerkschaftspo-

litik und den Ideen eines sozialistischen Humanismus, was in diesem Fall vielfach einer Rezeption der Ideen Gramscis entsprach, sind die ideologischen Schwerpunkte der britischen KP genannt. Die Wiederentdeckung der sozialistischen humanistischen Tradition, der wesentlich die Argumentation der Dissidenten von 1956 wie E. P. Thompson und John Saville entstammte, verband sich mit einer oder verwandelte sich in eine Orientierung an den Schriften Gramscis. Die außerordentliche Bedeutung der Arbeiten Gramscis für die britische Linke – *Andrews* sieht in keinem anderen Land außerhalb Italiens ein vergleichbares Interesse an den Arbeiten Gramscis wie in Großbritannien – hebt der Verf. mehrfach hervor.

Der partielle Sieg der Gramscianer im Jahr 1977, der in der Neuformulierung des Programms „British Road to Socialism“ mit dem Konzept einer „broad democratic alliance“ statt der alten „broad popular alliance“ zum Ausdruck kam, war nur von kurzer Dauer: 1979 wurden ihre weitergehenden Versuche einer Reformierung der Parteistruktur von der Parteiführung zurückgewiesen. Es kam zu einer de facto-Spaltung der Partei: Die Gramscianer übernahmen die Theoriezeitschrift „Marxism Today“ und kontrollierten den Parteiapparat, während die die Klassenpolitik favorisierende Strömung die

Zeitung „Morning Star“ und die industrielle Basis der Partei leitete. Den Zeitraum 1977 bis 1979 bezeichnet *Andrews* denn auch als einen des Niedergangs der Partei, zu dem ein „second exodus“ (nach 1956) führender Intellektueller zählt. Diesmal sind es die Gramscianer, die gehen.

Die Niederlage des Bergarbeiterstreiks 1984/85 wird von *Andrews* auch als Niederlage der Politik des „militant labourism“ analysiert; sie steht im Kontrast zum Erfolg der von den Gramscianern kontrollierten Zeitschrift „Marxism Today“ unter Martin Jacques, die mit einer Verbreitung von 10.000 Exemplaren zu einer zentralen Zeitschrift der britischen Linken geworden war. Auf den Seiten von „Marxism Today“ erschienen Artikel wie der von Stuart Hall, der zu Beginn der achtziger Jahre die Politik Margaret Thatchers als hegemoniales Projekt analysierte und den Begriff „Thatcherism“ prägte.

Der Thatcherismus, eine Politik der regressiven Modernisierung, wurde möglich durch ein verändertes Wahlverhalten eines Teils der Arbeiterklasse, der 1979 für die Konservativen votierte. Tony Blair setzte mit New Labour das Modernisierungsprojekt fort und fand aber 1994 die Unterstützung von „Marxism Today“, die auf eine Modernisierung ihrer gesellschaftlichen Wirkung setzte. Trotz essentieller Differenzen

zwischen den Kräften um „Marxism Today“ und New Labour bestand auch eine gewisse Familiarität zwischen Blairs „Third way politics“ und der „New Times“-Analyse der Gramscianer. Zudem wurden prominente Autoren von „Marxism Today“ und ehemalige KP-Mitglieder zu Vordenkern und politischen Beratern der New Labour-Regierung oder gar zu ihren aktiven Repräsentanten.

Andrews, während seiner aktiven Zeit in der britischen KP selbst Anhänger des Eurokommunismus, zeichnet ein beschönigendes Bild einer mitunter geradezu liberal wirkenden Organisation, die viel Platz für Kontroversen und dissidente Positionen bot. Sein Fokus auf den Erneuerungskampf in der KP vor allem durch die Gramscianer und Eurokommunisten ist verbunden mit einer überaus positiven Interpretation. Das Erbe leninistischer und stalinistischer Ideologie und Politik, dem *Andrews* einen so geringen Stellenwert beimisst, hätte durchaus tiefer und breiter untersucht werden müssen.

Gramscis eher in Fragmenten vorhandene politische Theorie war keineswegs so „klassenlos“ auf Kulturfragen fixiert, wie es die von *Andrews* favorisierten Gramscianer waren. Der Politikwissenschaftler John Callaghan schätzt den Einfluss der Gramsci-Rezeption in der KP geringer ein als *Andrews*; nach Callaghan beschränkte sich die-

se auf kleine Intellektuellenzirkel. *Andrews* spricht die zunehmende Abhängigkeit der KP von linken Bürokraten in den Gewerkschaften an: So erwähnt er den Fall des Parteimitglieds Des Warren, der als einer der als „Shrewsbury Three“ bekannt gewordenen Bauarbeiter wegen eines wilden Streiks inhaftiert worden war. Warren warf der Parteiführung vor, mehr auf ihre guten Beziehungen zu Gewerkschaftsführern zu achten, als dass sie sich für die Freilassung der Streikposten eingesetzt hätten. Fragen, die sich aus der Unentschiedenheit der KP-Führung, die sich mit den Führungen einzelner britischer Gewerkschaften arrangierten, ergeben, untersucht *Andrews* nicht grundlegend.

Andrews' Perspektive ist geradezu anglozentrisch – zwar werden die Krisen und Niederlagen der Eurokommunisten Ende der siebziger Jahre erwähnt und selbstverständlich ist auch mal von den Entwicklungen in Osteuropa seit Mitte der 1980er Jahre die Rede, aber der Zusammenhang mit der Entwicklung der britischen KP lässt sich höchstens erahnen, herausgearbeitet wird er nicht. Einer Perspektive, die die Verbindungen und Vernetzungen, die Ursachen und Wirkungen berücksichtigt, steht *Andrews'* zentrale These von der im Grunde rein britischen Prägung der Partei im Weg.

Roland Ludwig

Monika Gibas/Rüdiger Haufe (Hrsg.), „Mythen der Mitte“. Regionen als nationale Wertezentren. Konstruktionsprozesse und Sinnstiftungskonzepte im 19. und 20. Jahrhundert, Weimar: Verlag der Bauhaus-Universität 2005, 339 S.

Kulturwissenschaftliche Forschungen zu raumbezogenen Deutungsmustern und Identifikationsangeboten haben heute wieder Hochkonjunktur, und das nicht trotz, sondern wegen der unübersehbaren Globalisierungsprozesse. In dieses Spannungsfeld von Entgrenzung und Verräumlichung ordnet sich auch der im Folgenden zu besprechende Band ein. Er enthält die Ergebnisse einer interdisziplinären Tagung des Forschungsverbundes „Deutschlands Mitte“ vom Oktober 2002 zum Thema „Mythen der Mitte. Zur Konstruktion nationaler Wertezentren im 19. und 20. Jahrhundert“.

Genutzt wird, so die Hrsg. in ihrer Einleitung, der inzwischen in den Kultur- und Sozialwissenschaften bewährte konstruktivistische Ansatz der „imagined community“. Das geschieht aber, ohne wie mitunter üblich die Raumdimension als bloße Fiktion ohne soziale Relevanz abzutun. Vielmehr werden Forschungsansätze aufgegriffen, die nach dem Zusammenspiel von „invention, memory und place“ fragen. In vorwiegend historischer Perspektive wird der auch